



*Die Havel ist ein hübsches Flüsschen, das sich wie eine Kette mit großen Perlen rund um das Havelland legt. Die Perlen werden von den vielen kleinen Seen gebildet, die sich an die Havel reihen. Die Havel entspringt in Ostdeutschland, der damaligen DDR. So könnte man auch sagen, dass es vielleicht die Havel war, die meine Familie und mich still und unmerklich auf unserem Weg von Ost nach West begleitet und beschützt hat.*

Meinen Eltern fiel ein Stein vom Herzen, als wir endlich Westberlin erreichten. Ich wunderte mich, als meine Eltern sagten, wir hätten die Mauer überwunden, denn ich hatte keine Mauer gesehen.

Meine Mutter fragte: „Wie solls nun weitergehen? Wohin gehen wir jetzt?“

„Mach dir keine Sorgen. Ich hab eine Idee. Ich frag einen Passanten nach einem Taxi. Taxi heißt auf Deutsch bestimmt auch Taxi“, sagte mein Vater in seiner unerschütterlich optimistischen Art. „Und danach sag ich dem Taxifahrer das Wort Hotel. Das ist auch so ein internationales Wort. Und dann sehen wir weiter.“ Doch schon bald sagte er mehr zu sich als zu meiner Mutter: „Sieh doch nur, weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Wo sind die bloß alle hin?“

Meine Mutter hörte ihm ohnehin nicht zu. Sie war damit beschäftigt nachzusehen, ob unsere Reißverschlüsse geschlossen waren, damit wir nicht froren.

Er fasste sie am Arm und sagte: „Sieh doch selbst. Hier ist kein Mensch, alle sind fort!“

Da schaute meine Mutter auf und wusste gar nicht, was sie antworten sollte. Nach einer kurzen Pause fragte sie: „Sind wir überhaupt in Westberlin?“

Nun blickten auch wir Kinder uns um. Es waren keine Menschen da. Wir sahen keinen einzigen. Die Straßen waren so leer wie die staubigen Straßen in einem Western, wenn der Böse in die Stadt kommt und alle sich versteckt halten. Nur mit dem Unterschied, dass wir nicht die Bösen waren und dass hier kein Staub auf den Straßen lag, sondern eine dicke Schneeschicht. Es war eisig kalt. Ich dachte, es hätte sich eine Naturkatastrophe ereignet und die Leute wären aufgrund der beißenden Kälte zu Hause geblieben. Mein Vater zögerte nicht lange. Er trieb uns an zu laufen, damit wir nicht festfrozen. Wir hatten keine Mützen, keine Handschuhe und keine Winterjacken. Mit einer derartigen Kälte hatten wir nicht gerechnet. Wir liefen einfach los. Mein Vater schleppte die zwei schweren Koffer, in denen wir immer noch unser letztes Hab und Gut und die Gerüche Irans aufbewahrten. Wir vier Kinder, ob groß oder klein, blieben dicht an der Seite unserer Eltern. Meine Füße wurden eiskalt. Ich spürte meine Zehen nicht mehr. Bald fühlten sie sich an wie kleine Wippen, die beim Laufen auf und ab schaukelten. Zu unserem großen Glück fanden wir bald ein Taxi, in dem ein richtiger Mensch saß. Wir waren erleichtert. Tapfer, wenn auch

schüchtern, sprach mein Vater sein erstes deutsches Wort in Deutschland aus: „Hotel?“

Der Taxifahrer verstand ihn sofort. Er nickte. Er war abwesend und konzentriert zugleich. Sein Radio lief. Es musste etwas Wichtiges sein. Vielleicht eine Meldung über die gefährlichen winterlichen Straßenverhältnisse in Berlin oder mit Spannung erwartete Fußballergebnisse. Er sprach etwas in seinen Funk, stieg aus und machte sich wortlos daran, unsere Koffer in den Kofferraum zu befördern.

Wir beeilten uns, unsere zitternden Körper in das warme Taxi zu quetschen. Routiniert setzte sich mein älterer Bruder hinein und nahm unsere kleine Schwester auf den Schoß. Mein anderer Bruder saß auch schon im Taxi, und gerade als ich mich auf seinen Schoß setzen wollte, hörten wir zum ersten Mal ein deutsches „Nein!“. Ich war verblüfft, weil erstmals jemand mit uns Deutsch sprach. Der häusliche Unterricht hatte gefruchtet, und wir wussten sofort, was es bedeutete.

Dann erfuhr ich, welche Folgen sein Nein für uns hatte. Er weigerte sich, uns alle zusammen in seinem Taxi zum Hotel zu fahren. Für seinen geräumigen cremefarbenen Mercedes-Benz waren wir angeblich zu viele. Er hatte schon ein zweites Taxi gerufen. Doch wir wollten uns um keinen Preis trennen lassen. In dieser unbekanntem Welt und ohne ein Wort Deutsch. Wir wussten nicht, wo wir uns hätten verabreden können, falls wir uns verlieren würden. Vor ein paar Minuten hatten wir uns noch gefragt, ob

wir überhaupt in Westberlin waren. Ich entschied mich, auf den ignoranten Taxifahrer sauer zu sein.

Ich schaute ihn an.

Der große Ring an seinem kleinen Finger erinnerte mich an Hassan, unseren geliebten Taxifahrer in Isfahan. Morgen für Morgen hatte mich Hassan, dessen Nachnamen ich nie erfuhr, in seinem eigenen kleinen, engen und klapprigen Peykan, dem iranischen Mittelklassewagen für den kleinen Mann, abgeholt und in die Schule gefahren. Zusammen mit acht anderen Kindern. Da hatten wir immer abwechselnd die einen auf dem Schoß der anderen gesessen. Einmal war ein Kollege von Hassan ausgefallen, und wir hatten noch ein paar seiner Kinder mitgenommen. Wir Kinder hatten uns gezählt und waren auf unseren gemeinsamen Rekord stolz gewesen. Vierzehn Kinder hatten in ein normales Taxi gepasst, und wir hatten nur ein paar blaue Flecken davongetragen.

Wieso durfte ich in diesem Luxustaxi nicht auf dem Schoß meines Bruders sitzen? Meine Empörung über den Taxifahrer wuchs, und ich war insgeheim stolz auf meinen Vater, der inzwischen ziemlich laut geworden war. Eine Weile flogen persische Flüche wie angriffslustige stinkende Wanzen durch die Luft, und deutsche flatterten ihnen wie zarte Zitronenfalter entgegen. Doch endlich fanden die Männer einen Kompromiss, und wir wurden alle zusammen in einem Großraumtaxi in ein Hotel gefahren.

Im Hotel lag auf jedem Kopfkissen eine kleine Tüte Gummibärchen, als wollten die Gummibärchen uns will-

kommen heißen. Jeden Tag aufs Neue. In dem Hotel verbrachten wir zwei ganze Nächte und Tage, die mir vorkamen wie zwei Wochen. Draußen war die Luft noch immer starr vor Kälte, und noch immer war dort keine Menschenseele zu sehen. Wir nutzten die Zeit, um uns von all den Strapazen der letzten zehn Monate zu erholen. Wir zehrten vom letzten Rest unseres Fluchtbudgets. Wir aßen gut, duschten oft und schauten von morgens bis abends Fernsehen. Besonders begeisterte mich eine Werbung für Batterien, die in den zwei Tagen zigmal ausgestrahlt wurde. In dem Clip trommelte eine ganze Armee von Spielzeughasen. Am Ende trommelte nur noch ein einziger Hase. Er wurde als Einziger mit den Batterien betrieben, für die geworben wurde. Diese Hasen weckten Hoffnung in mir. Meine neue Heimat fing an, mir zu gefallen.

Und dann hielten meine Eltern eine Überraschung für uns bereit, die uns vier Kinder alle Strapazen der bisherigen Reise vergessen ließ. Diese Überraschung war wie eine Gummibärchentüte, die nie zur Neige ging. Meine Eltern holten eine Telefonnummer hervor und gingen gemeinsam mit uns Kindern zu einer Telefonzelle. Sie riefen die Nummer an und gaben uns Kindern nacheinander den Hörer. Mein Vater warf immer wieder eine Münze ein und sagte: „Telefoniert, solange ihr wollt.“

Am anderen Apparat sprach eine Stimme, die ich kannte. Es war jemand, von dem ich gedacht hatte, ich würde ihn nie mehr in meinem Leben hören oder sehen. Es war mein Cousin. Jener Cousin, der als „Zucker“ über

die Grenze geschmuggelt worden war, zusammen mit seinem Bruder. Dann hörte ich die Stimme meines anderen Cousins.

Sie fragten mich, wie es mir ginge und was ich so machte. Ich erzählte ihnen von den Gummibärchen und der Batteriewerbung und dass wir in Deutschland waren. Nach dem Telefongespräch glaubte ich, ich hätte geträumt. Wie lange hatte ich die Stimmen meiner so sehr geliebten Cousins nicht mehr gehört?

Wir kehrten auf unser Zimmer zurück. Eine Stunde später klopfte es an der Tür, und herein kamen meine beiden Cousins. Wir schrien alle vor Freude. Meine Eltern umarmten sie so, als ob sie gestorben und wieder auferstanden seien. Für mich waren sie gestorben und wieder lebendig geworden. Ich dachte, ich sähe Geister. Meine Cousins waren so schön und so lebendig. Ich fiel ihnen in die Arme. Ich küsste sie, und sie küssten mich. Der Ältere von beiden bewunderte meine schönen langen Haare und nahm mich auf seinen Schoß.

Ich fühlte mich wie eine Königin. Nun kann uns nichts mehr passieren, davon war ich überzeugt. Nun sind meine großen, schönen, mutigen und lustigen Cousins da, und nichts kann uns mehr passieren.

Der ältere Cousin sagte: „Ausgerechnet an Weihnachten kommt ihr hier an. Und dann wundert ihr euch, dass kein Mensch draußen unterwegs ist? Alle feiern zu Hause das größte Fest des Jahres in Deutschland. Drei Tage lang. Nun lasst uns aber endlich losgehen!“

Wir packten unsere Sachen, und mein Vater bezahlte an der Rezeption die Rechnung. Meine Cousins nahmen uns in ihr Flüchtlingswohnheim mit. Dort wollten wir über die Feiertage und über das Wochenende bleiben, bis die Behörden am Montag wieder öffneten und mein Vater uns anmelden konnte.

Alle gemeinsam liefen wir zu einer Bushaltestelle. Es war schon später Nachmittag. Ich war hungrig und müde. Wir waren in die S-Bahn umgestiegen und mussten von der S-Bahn-Haltestelle noch fünfzehn Minuten zu Fuß durch einen Wald laufen. Ich hatte einen solchen Wald noch nie gesehen. In Iran gingen die Leute nicht im Wald spazieren. Es war zu gefährlich wegen der Diebesbanden, und richtige Pfade waren nicht vorhanden.

Wir schritten in diesem Wald auf einem sehr breiten Pfad, der umsäumt war von hohen Bäumen. Alles war schneebedeckt, jeder Ast glitzerte, und Nebel lag auf Lichtungen. Ich dachte, ich wäre in einem verwunschenen Wald in einem Märchen. Als wir das Gebäude betraten, war ich mir endgültig sicher, dass ich im Märchenland sein musste. Denn genau zu diesem Zeitpunkt fand im Haus ein großes Fest statt. Die Tische und Wände waren festlich dekoriert. Bunte Lichter leuchteten. Menschen lachten und unterhielten sich. Musik lief, und es gab Würstchen und Kartoffelbrei und Unmengen von Christstollen. Ich aß zum ersten Mal in meinem Leben Christstollen. Ich aß an dem Tag nur Christstollen, und ich aß

sehr viel Christstollen und zerbrach mir den Kopf, warum die Iraner keine Christstollen erfunden hatten.

Dann verteilten die Deutschen kleine Weihnachtsgeschenke an die Kinder der Flüchtlinge. Eine Frau rief jedes Kind einzeln mit Namen auf die Bühne und überreichte ihm ein Geschenk. Ich fragte mich, wer diese Deutschen waren und warum sie das taten. Ich fragte mich auch, ob sie keine Familien hatten, dass sie Weihnachten hier im Flüchtlingsheim verbrachten. Meine Geschwister und ich verfolgten das Ganze gebannt. Uns war bewusst, dass wir keine Geschenke erhalten würden. Wir waren ja schließlich soeben erst angekommen. Was dann aber geschah, hätte ich für unmöglich gehalten. Es konnte nur ein Wunder sein. Zum Schluss ging die Frau von der Bühne. Die Leute fingen an, sich anzuziehen und zum Ausgang zu streben. Da eilte die Frau wieder auf die Bühne. Sie hielt vier weitere Geschenke in den Händen. Sie sagte etwas, und die Zuschauer blieben einen Moment stehen. Mit einem Mal fielen die Namen meiner Geschwister und mein Name. Wir durften auf die Bühne kommen und unsere Geschenke abholen. Ich war wie betäubt. Ein übermächtiges Glücksrauschen lief durch meinen Körper bis zu den Fingerspitzen und Fußzehen. In meinem Päckchen fand ich ein kleines Puzzle.

Im sogenannten „Waldheim“ blieben wir zwei Tage. Meine Cousins begleiteten uns an unserem sechsten Tag in Westberlin zur Polizei. Die Stadt war plötzlich wieder voller Menschen, was uns sehr beruhigte. Bei der Polizei

sprach mein Vater zum zweiten Male tapfer, aber schüchtern ein deutsches Wort auf deutschem Boden aus. Er sagte: „Asyl.“

Asyl war ein Wort, das er zuvor zimal geübt hatte und trotzdem nicht richtig aussprechen konnte. Für seine persische Zunge war das „ü“ zu schwierig. So wurde also aus „Asyl“ nur ein „Asul“. Meine Cousins sprachen noch nicht gut Deutsch, aber sie taten ihr Bestes, den Beamten zu erklären, dass wir Asyl beantragten. Es dauerte mehrere Stunden, bis die Registrierung vonstattengegangen war. Zum Glück war es auf der Polizeistation warm. Nach dieser Geduldssprobe für alle Beteiligten waren wir nun offiziell „Asylsuchende“ mit deutschen Identitätspapieren. Offiziell machte man uns damit bekannt, dass wir ab sofort der deutschen Verwaltung gehorchen mussten. Wir mussten uns von nun an immer dort aufhalten, wohin uns die Behörden schickten. Mein Vater sagte zum Polizeibeamten: „Wir werden alles tun, was Sie uns sagen. Wir sind dankbar, dass Sie uns aufnehmen.“

Mein Cousin dolmetschte es. Der Polizist antwortete nicht, vielmehr bat er uns, mit ihm mitzukommen. Wir wurden in ein anderes Flüchtlingswohnheim gefahren. Es war wahrhaftig kein Märchenland, sondern ein ehemaliges Krankenhaus. Wir bekamen ein großes Krankenzimmer mit sechs Krankenhausbetten. Die Silvesternacht verbrachten wir in diesem Zimmer zu zwölft mit der Familie von Herrn Mohammedi, die das Schicksal mit uns zusammengeführt hatte. Die Nacht war grauenvoll, und

ich betete, sie möge schnell vorübergehen. Denn die Kinder der Familie Mohammedi weinten die ganze Nacht hindurch. Sie kamen aus Teheran und hatten dort im Gegensatz zu uns Bombennächte erlebt und überlebt. Die krachenden Silvesterknaller riefen die Erinnerungen an die Bomben wieder wach. Sie zitterten vor Angst. Also saßen wir alle zusammen in dem Raum und warteten, bis es vorbei war. Mit dem ersten Knall war uns allen der Schreck nicht nur in die Glieder, sondern in jede einzelne Haarspitze gefahren. Wir wussten nicht, was los war. Als die Menschen da draußen in den frühen Morgenstunden endlich mit der Knallerei aufhörten und das letzte Kind im Heim sich endlich beruhigt hatte, war ich einfach nur froh, dass Ruhe herrschte.

Im Januar und im Februar gab es viele Tage mit scharfem Frost und unglaublichen Schneefällen. Wir lernten Minusgrade kennen, von denen ich zuvor nichts geahnt hatte. Inzwischen waren wir mit wärmeren Jacken aus der Altkleiderkammer ausgestattet und in einem anderen Heim untergebracht worden. Und während die Deutschen draußen froren und dabei ihren Alltagsgeschäften nachgingen, holten wir uns drinnen, in den verschiedenen Flüchtlingslagern, Masern, Windpocken und Kopfläuse. Die Flüchtlinge in den Wohnheimen machten sich gegenseitig das Leben zur Hölle. Die Perser bezeichneten die Araber wie gewohnt als „Barbaren und Wilde“. Die Araber nannten die Perser „arrogante Hunde“, und alle beschimpften die Schwarzen als „schmutzige Ungläubige“.

Doch trotz des gemeinsamen Gegners, der Schwarzen, blieben sich Perser und Araber die ärgsten Feinde. Die Behörden hatten die Feindschaft zwischen den Iranern und den Arabern bemerkt und die beiden unversöhnlichen Gruppen getrennt und in zwei verschiedenen Trakten untergebracht. Die Trakte waren jedoch durch ein gemeinsames Treppenhaus miteinander verbunden.

Und so geschah es, dass wir Kinder oft einem unheimlichen arabischen Jungen begegneten, der immer eine kleine Gefolgschaft mit sich führte. Er war sehr groß, sehr dick und sehr laut. Er lauerte uns iranischen Kindern im Treppenhaus auf. Dann beschimpfte er uns und schubste und rempelte uns an. Wir hatten große Angst vor ihm und gingen nicht mehr allein ins Treppenhaus.

Eines Tages sprangen er und seine Freunde im Treppenhaus aus dem Nichts auf uns zu und bespuckten uns. Sie hatten großen Spaß, denn sie hatten gerade Schokolade gegessen. Die braune Spucke zog ekelhafte schleimige Fäden an unserer Kleidung. Wir platzten vor Wut und rannten zurück ins Zimmer, wo wir unter lautem Schluchzen unserer Mutter den Vorfall schilderten. Sie war gerade beim Abwasch gewesen. Da die Sorgen über unser Flüchtlingsdasein sie schon längst zu erdrücken drohten, verlor sie an jenem Tag die Nerven. Wie eine dampfende Lokomotive lief sie voran ins Treppenhaus, wo sie den Jungen stellte. Sie fing sofort an, ihn auf Persisch anzubrüllen. Obwohl sie genauso groß war wie der Junge, sah es so aus, als ob sie sich bedrohlich über ihn beugte

und dabei immer größer würde. Der Junge dagegen fing augenblicklich an zu schrumpfen. Meine Mutter schrie so laut, wie ich sie niemals zuvor hatte schreien hören.

„Was bist du denn für ein schlecht erzogener, schlimmer Junge? Warum musst du immer die Kleineren ärgern? Bist du so feige? Meinst du nicht, dass wir hier alle schon genug Ärger am Hals haben? Willst du Ärger? Willst du wissen, wie es ist, von Größeren geschlagen zu werden?“ Sie legte keine Pause ein. Während ihres Monologes hatte sie ihren Arm erhoben: „Dann nimm das!“, schrie sie, ohne seine Antwort auf ihre vielen Fragen abzuwarten. Sie verpasste ihm mit ihrer nassen Hand, die vom Geschirrspülen noch voll Schaum war, eine schallende Ohrfeige. Schaumfetzen wirbelten durch die Luft und sanken zu Boden. Wir waren Sieger! Das tat so gut. Meine Mutter drehte sich um und ging. Wir folgten ihr wie kleine, erschrockene Küken. Ich hätte mit diesem Jungen nicht tauschen wollen, und tatsächlich tat er mir auch schon ein bisschen leid. Doch dieses Gefühl hielt nicht länger als zehn Minuten an. Denn da stand er plötzlich groß und mächtig in unserer Zimmertür und hielt ein gewaltiges blitzendes Metzgermesser in der Hand. Obwohl ich furchtbar erschrak, konnte ich mich nicht gegen ein Kichern wehren, das in mir aufstieg, wie die Luftblasen in einem Sektglas. Denn auf seiner linken Wange war noch immer der Handabdruck meiner Mutter zu sehen: Fünf weiße Finger, und seine Haut war drum herum so auffallend rot wie eine einzige Mohnblume auf einem rosa

Hintergrund. Ein kleines Schaumkrönchen hing auch noch dran.

Glücklicherweise war der Dummkopf nicht wie ein echter Mörder auf leisen Sohlen und heimlich den langen Flur bis zu unserem Zimmer entlang geschlichen, sondern er hatte mehr Krach veranstaltet als der alltägliche Lärm, der auf einem Flur im Flüchtlingswohnheim ohnehin schon herrschte. Alle Iraner waren aus ihren Zimmern gestürzt, um nachzusehen, was los war. Ein paar iranische Männer hatten sofort begriffen, was gerade passierte, und geistesgegenwärtig reagiert. Sie konnten ihn eben noch festhalten, als er das Messer gegen meine Mutter erhob. Der Hausmeister wurde gerufen, die Heimleitung und die Polizei. Die Polizisten fanden in seiner Kleidung vier weitere Messer. Der dicke, laute Junge behelligte uns nie mehr. Vermutlich hat er von seinem Vater eine ordentliche Tracht Prügel verpasst bekommen. Wir alle, inklusive des Hausmeisters, hatten von da an eine Geschichte mehr über Flüchtlingswohnheime zu erzählen.

Um nicht verrückt zu werden, kaufte mein Vater auf dem Flohmarkt einen uralten Schwarz-Weiß-Fernseher. Dieser Fernseher änderte mein Alltagsleben. Ich wurde von nun an Zeugin des westdeutschen Fernsehprogramms. Ich glaubte, der Fernseher brächte mir die echte Welt von da draußen in unser trostloses und überheiztes Zimmer.

Es tat gut, die fremde Welt da draußen zu sehen, ohne dass ich das sichere Zimmer verlassen, ohne dass ich mich

auf die Menschen einlassen musste, die ich nicht verstand, ohne dass mir jeder einzelne Finger vor Kälte abzufrieren drohte, ohne dass ich mich von den Menschen angeglotzt und begafft fühlte. Ich sah die bunte Welt des Konsums und Miss Tagesschau. Ich liebte die Werbung und die Zeichentrickfilme und staunte über die vielen halb nackten Schauspieler und über noch mehr fast nackte Schauspielerinnen.

Trotzdem zog das echte Leben da draußen mich und meine Geschwister an wie ein Magnet kleine Metallstücke, und eines Tages, als wir uns am Fernseher satt gesehen hatten, folgten wir diesem Ruf. Stück für Stück erkundeten wir die echte Welt um uns herum, wie kleine Kätzchen, die zum ersten Mal einen großen Garten auskundschafteten.

Es lohnte sich. Denn wir fanden einen wunderschönen Ort, der in ganz Europa seinesgleichen suchte. Einen Ort, wo man sich den ganzen Tag über kostenlos im Warmen aufhalten und sich fabelhaft unterhalten konnte. Es war das prächtige „Kaufhaus des Westens“, das KaDeWe. Ein Kaufhaus, in dem es nur Luxuswaren zu kaufen gab. Dort sahen wir die exklusivsten Dinge. Einerlei, ob es sich um Spielzeug, Kleidung, Lebensmittel oder sonst etwas handelte. Alles war vom Teuersten und vom Feinsten.

Wir Kinder verbrachten Tag um Tag in diesem fantastischen Kosmos. Als wir ihn das erste Mal betraten, standen wir alle eine Weile mit offenen Mündern inmitten des riesigen Lichthofes. Alles war aus Gold und Glas, und da-

zwischen schwebten und surrten zwei prächtige Aufzüge, die uns an amerikanische Agentenfilme erinnerten.

Sie waren wie gläserne Käfer mit menschlichem Inhalt. Stundenlang konnten wir allein in dem Lichthof stehen, den Kopf in den Nacken gelegt, um den gläsernen Käfern beim Hinauf- und Herabkrabbeln zuzuschauen. Und immer unterhielten wir uns dabei. Die Gedanken und Geschichten gingen uns nie aus. Und die Stunden rannen an uns vorbei, wie das glucksende Wasser einer Quelle, das immer weiter fließt.

Eines Tages stand im Lichthof eine kleine Bühne. Die Leute saßen und standen schon davor und warteten. Also stellten wir uns dazu. Ich setzte mich direkt vor die Bühne auf den Boden. Auf der Bühne lag eine einzige Marionette. Sie war so zusammengesunken, dass ich nur ihren Rücken sehen konnte. Ich konnte es kaum abwarten, ihr Gesicht anzuschauen. Endlich betrat ein Mann, ganz in Schwarz gekleidet, die Bühne. Die Zuschauer klatschten, und das Licht wurde verdunkelt. Der Marionettenspieler nahm die Schnüre in die Hand. Eine wundervolle melancholische Musik erklang, und die Marionette wachte auf. Sie war ein trauriger Clown. Ihre großen dunklen Augen schauten zu uns Zuschauern herüber. Sie waren traurig und erschrocken zugleich. Sie sah sich um, als ob sie nicht wüsste, wo sie aufgewacht wäre. Sie blieb auf einer Stelle stehen, und ihr Blick fiel im Publikum auf mich. Sie schaute mir tief in die Augen, und ich verliebte mich in sie.



Die Puppe merkte, dass sie Füße besaß, und freute sich darüber. Sie lief ein paar Schritte nach links, nach rechts und sah mich dabei voller Freude an. Ich sagte zu ihr: „Ja, schau, wie schön es ist, Beine zu haben. Lauf herum und erfreue dich des Lebens!“ Doch plötzlich entdeckte sie das Bein des Marionettenspielers. Sie verstand zunächst nicht, was das war. Sie schaute das Bein von unten nach oben an, bis sie den Puppenspieler entdeckte, der die Holzgriffe und die Schnüre in Händen hielt. Sie blickte den Mann lange an. Ich begriff nicht, was passierte. Ich sah, wie sie erst eine Schnur in die Hand nahm und daran zog. Da bewegte sich ihre eine Hand, die an dieser Schnur hing. Sie ließ los, nahm eine andere Schnur und stellte fest, dass ihr Bein daran hing. Sie schaute den Puppenspieler noch einmal an. Dann wendete sie sich ab, vergrub ihr Gesicht in ihre Armbeuge und weinte.

Jählings wurde mir unerträglich schwer ums Herz. Ich begriff nun, was da geschah, und ich wünschte mir tausendmal, sie hätte den Marionettenspieler nicht entdeckt. Aber es war zu spät. Das Licht wurde traurig. So traurig, wie kein Licht je gewesen war. Die Musik zerriss mich. Ich hielt den Atem an. Auch die Marionette war erstarrt. Sie stand da und dachte eine kleine Ewigkeit nach. Dann nahm sie wieder die Schnur an ihrem Bein in die Hand, schaute mich an, nickte, um sich selbst Mut zu machen, und schnitt sie durch.

Ich wollte noch etwas zu ihr sagen, aber ich brachte kein Wort heraus. Der Puppenspieler nahm die Schnur

und zeigte sie der Marionette. Es schien, als sei er verärgert. Er wollte sie eben reparieren, da schüttelte die Marionette den Kopf. Der Puppenspieler war ratlos. Die Zuschauer auch. Ich beschwor die Puppe, endlich Vernunft anzunehmen, aber sie schaute mich nicht mehr an. Und das traurige Spiel nahm seinen Lauf. Die Marionette schnitt eine Schnur nach der anderen ab. Am schlimmsten fand ich den Moment, als sie die Schnur abschnitt, die den Kopf hielt. Da hing der Kopf nach vorn, und ich konnte nicht einmal mehr ihre schönen kummervollen Augen sehen. Sie schnitt alles ab, bis ihr Körper zusammenfiel und sie tot auf der Bühne lag. Nur die eine Hand hielt sich noch in der Luft. Ich hoffte, sie würde weiterleben. Doch die Hand sank hinab. Ich war erschüttert.

Das Licht ging an. Die Zuschauer klatschten, erhoben sich und gingen ihrer Wege. Wir saßen noch eine Weile vor der Bühne. Auch meine Geschwister waren sprachlos. Mir rannen Tränen über die Wangen.

Bald aber stellten wir fest, dass dieses Stück täglich dreimal gespielt wurde. Und so saß ich jeden Tag zu jeder Vorstellung auf demselben Platz. Und bei jeder Vorstellung weinte ich.

Eines Tages wollten ein paar iranische Bekannte gemeinsam die Berliner Mauer besichtigen und fragten uns, ob wir mitgehen wollten. Ich wollte nicht mitkommen. Ich wollte ins KaDeWe, um das Stück nicht zu verpassen. Die anderen redeten auf mich ein. Sie sagten: „Die Mauer ist einzigartig auf der Welt. Sie ist historisch. Man muss

sie gesehen haben. Du hast doch das Stück schon so oft angeschaut. Morgen kannst du ja wieder hingehen.“

Aber ich wollte nur zu meiner Marionette. So erklärte sich meine Mutter bereit, mich zum KaDeWe zu begleiten.

Bald lernten wir, nicht nach vorn zu schauen, wenn wir irgendwo entlanggingen, sondern den Blick immer unten zu halten und über die Gehsteige schweifen zu lassen. Denn die Bürgersteige von Berlin waren übersät von Hundekot. Für uns Iraner war dieser Umstand eine unvorstellbare Sache. Und er passte überhaupt nicht in das Bild, das wir von einem sauberen, ordentlichen Deutschland hatten.

„Pass auf! Tritt nicht wieder in die Hundekacke. Mama kann es nicht leiden, wenn sie unsere Schuhe putzen muss. Gestern hätte uns das beinahe ein KaDeWe-Verbot eingebracht“, sagte mein Bruder. Es war der schlaue und jüngere meiner beiden Brüder.

„Ja, ich weiß. Ich passe heute besser auf. Versprochen“, antwortete ich.

Mit gesenktem und geschärftem Blick liefen wir durch die aufgetürmten Schneemassen, die seit Tagen keiner mehr von den Bürgersteigen wegräumen mochte. Auf einmal entdeckten unsere Augen etwas Wundervolles. Es lag da und glänzte aus dem grauen Loch, das es beim Herunterfallen in den Schnee gegraben hatte. Es war silbern und zeigte seine Zwei. Mein Bruder hob es auf und wiegte es in der Hand.

„Ich will es auch mal halten, bitte“, sagte ich.

Wir waren stehen geblieben. Die Passanten drückten sich an uns vorbei. Einige von ihnen murmelten etwas. Andere stießen uns absichtlich an. Mein Bruder gab mir das Zweimarkstück. Nachdem ich es eine Weile betrachtet hatte, sagte ich: „Das ist das Schönste, was ich je gefunden hab!“

Ich erinnerte mich an die Zeiten, als ich zur unbestrittenen Sammlerkönigin unter den Geschwistern gekürt worden war.

Ich besaß eine Pustebblumensammlung und eine Sammlung der stattlichsten Kakerlakenkadaver, von denen der größte so groß war wie mein Zeigefinger. Ich hatte eine Glanzbonbonpapiersammlung und eine Mattbonbonpapiersammlung. Irgendwann hatte ich sogar eine riesige Gottesanbeterin gefunden, die tot aus den Weintrauben herausgefallen war. Wahrlich, ich hatte schon einiges aufgestöbert. Aber das hier übertraf alles bisher Entdeckte.

„Was machen wir damit?“, fragte mein Bruder.

„Ich weiß es. Damit können wir zwei große Tüten Gummibärchen kaufen, und wir kriegen sogar was raus. Vielleicht reicht der Rest noch für ein Kaugummi aus dem Automaten“, schlug ich vor und war begeistert von meiner Idee.

„Nein!“, sagte mein Bruder. „Das ist doch Quatsch. Das, was wir heute kaufen, muss etwas sein, das wir für

immer behalten und woran wir immer unsere Freude haben werden. Verstehst du?“

Weil ich ihm vertraute, nickte ich, beeindruckt von seiner Klugheit und von meiner eigenen Vernunft. Wir zogen los. Richtung KaDeWe.

Dort wartete eine ganze Spielwarenhandlung nur auf uns. Eine ganze Welt stand uns offen. Zunächst verbrachten wir viel Zeit bei den großen ferngesteuerten Spielzeugautos und bei den Barbiepuppen. Doch wie oft wir auch die Spielwaren in die Hand nahmen und wie oft wir auch die Münze in den Händen hin und her drehten, unser Geld reichte einfach nicht aus. Die Welt, die uns offen gestanden hatte, war geschrumpft. Wir schauten uns die kleineren Plastikautos und die kleineren Figuren an. Aber nie reichte das Geld. Doch wir gaben nicht auf und standen schließlich vor einem kleinen Regal mit den allerkleinsten Figürchen. Wir entdeckten winzige Plastikschlumpfe. Sie waren in allen Farben zu haben, außer in blau, und sie kosteten nur neunundneunzig Pfennig pro Stück. Ich entschied mich für einen roten Minischlumpf und mein Bruder sich für einen grünen. Ich war sehr zufrieden mit unserer Wahl. Als stolze und vernünftige Kinder schritten wir zur Kasse. Eine zu stark geschminkte und unfreundliche Kassiererin mit hoch toupiertem Frisur wickelte den feierlichen Moment grausam kurz ab und drückte meinem Bruder die zwei Pfennige Restgeld und das kleine Tütchen in die Hand. Sie sagte etwas Unfreundliches, ohne uns anzuschauen. Sie blickte über ihre

Brille auf den nächsten Gegenstand, der zum Kauf auf den Tresen gelegt worden war. Doch nichts konnte unsere Freude trüben. Insgeheim bewunderte ich sogar ihre blonden Haare. Höflich sagten wir Auf Wiedersehen und stiegen voller Selbstbewusstsein über unsere kluge Entscheidung in einen durchsichtigen Käfer.

An dem Tag durften wir ein Stück des luxuriösen KaDeWe mitnehmen, und gern kehrten wir zurück ins Flüchtlingswohnheim. Wir waren uns sicher, dass dort großes Lob der Eltern auf uns wartete. Wir liefen den langen Flur entlang, an den Türen all der anderen Flüchtlinge vorbei. Bei den Toiletten hielten wir uns die Nasen zu. In einem Zimmer schrie ein Vater, und ein Kind weinte. Keines der Kinder hinter diesen Türen besaß so exklusives Spielzeug wie wir jetzt. Wir gingen in unser Zimmer am Ende des Flurs, wo drei Doppelstockbetten aus verrostetem Metall den gesamten Raum für sich beanspruchten. Am kleinen Tisch, der sich in der Ecke duckte, saßen ein paar iranische Freunde und tranken Tee. Sie unterhielten sich in voller Lautstärke und waren gut gelaunt. Mein Bruder rannte zu unserer Mutter und holte die Minischlumpfe aus dem Tütchen. Mir sprudelten die Worte nur so heraus. „Mama, wir haben zwei Mark gefunden und haben das hier gekauft. Erst wollten wir Gummibärchen kaufen, aber dann sind wir zum KaDeWe ...“

Schallendes Gelächter übertönte meine Worte. Mein Bruder wollte die Schlumpfe in seiner Faust verschwinden lassen. Doch es war zu spät. Einer der Männer schnappte

sich die Schlümpfe und stellte sie sich auf den Kopf. „Na, Jungs? Die Welt hat auf diese zwei Figuren gewartet. Sie sind die zwei Juwelen, die noch in meiner Krone gefehlt haben“, sagte er.

Die Männer lachten. Ein anderer nahm die Figuren weg und stellte sie mitten auf den Tisch. „Aber im Ernst, ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Wisst ihr, wie viel zwei Mark wert sind? Und da kauft ihr so einen Schrott? Hättet ihr lieber Süßigkeiten gekauft. Dann hättet ihr mal was Vernünftiges im Bauch gehabt, statt dem Fraß, den sie uns hier auftischen.“

Die Männer gaben die Figuren am Tisch herum, und einer übertrumpfte den anderen mit einem noch besseren Witz. Schließlich brüllten sie alle vor Lachen. Das machte mich sehr traurig und wütend. Mein Bruder und ich versteckten die Schlümpfe und die zwei Pfennige Restgeld in der kleinen Margarinendose, in der wir zusammen mit unserer Schwester all unsere kleinen Schätze aufbewahrten. Darunter einen Kiefernzapfen, eine Silvesterknallerhülle in Glitzerpapier, achtzehn rote Perlen und mehrere Schokoriegel-Sammelaufkleber, die jemand als wertlos erachtet und weggeworfen hatte.

Dieser Margarinenschatz machte mir Mut und ließ mich Gefallen an meiner zauberhaften neuen Heimat finden, wo der Schnee Schätze barg.

